

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Kampfsruf.

Zum Hüten her, zum heiligen Brand!
Die Zeiten brauchen ein Gewand
Von Feuer gleicher Rechte,
Sie brauchen keine Knechte.
Beschwerlich ist der Weg im Sturm,
Doch zum Prophet kommt nie ein Turm.

Frisch auf, ho, ho und eingespannt!
Der Fauler schießt zur anderen Hand.
Wir sind selbst Pflüger unserer Zeit,
Das Recht ist unser Pflug beim Streik;
Pflug, pflüge, pflüge unser Feld,
Auf unseren Schultern ruht die Welt!

Früh M u c h e, Metallarbeiter.

Das Los des Kulis.

Von John Freemann.

Die Zahl der Kulis in China ist Legion. Ihr Dasein ist Sklaverei, ihr Tod ist ihnen Erlösung. Das Leben, das ein steinernes Schicksal ihnen verlieh, ist das Leben eines Tieres. Aber nicht eines freien Tieres der Wüsten und Wälder, nicht das Leben eines versorgten und gepflegten Haustieres, sondern es ist die unaufhörliche Qual einer gehetzten räudigen Rahe. Geld macht nicht glücklich; aber der Mangel am Notwendigsten macht unglücklich. Das Leben des chinesischen Kulis hat weniger Wert denn das durchlöcherne Geldstück, der „Cash“, mit dem seine schwere Arbeit bezahlt wird. Und für einen Pfennig bekommt man eine Handvoll dieser Münzen.

Lo Fung war im Stande des Kulis geboren und seine Vorfahren, welche sich damit abgefunden hatten, nichts anderes als Kulis zu sein, vererbten ihm ihre Zähigkeit und ihren Fleiß. Doch in Lo Fung war etwas Neues: Die Sehnsucht nach Glück. Noch in seinem Vater war die dumpfe Resignation des ewig Geknechteten, der längst erkannt hat, daß es unmöglich ist, das harte Joch des Arbeitstieres abzuschütteln, wenn man über nichts verfügt, als über seine Gesundheit, und über eine anständige Gesinnung.

Der Abend, da die Welt etwas näher mit dem Leben Lo Fungs vertraut wurde, war so: Das grelle Licht der Vogenlampen der jetzt in später Abendstunde stillen Verkehrsstraße von Schanghai fiel auf das gepoingte Gesicht des Nidschwankulis, der — wie so mancher — zusammengebrochen war vor seinem Wägelchen, dem Nidschwank, darin ein wohlgenährter Europäer in weißem Anzug saß und seinen Spazierstock auf Kopf und Rücken des in die Knie Gesunkenen niederfaulen ließ. Da in einiger Entfernung ein anderer Nidschwank aufsuchte, lässig gezogen von müdem, zu Tode ermattetem Kuli, so verließ der Europäer stuchend den kleinen Wagen und, in dem herangekommenen Ploß nehmend, war er bald verschwunden.

In den furchtbaren Augenblicken dieses Abends, da Lo Fung wiederum seine tiefe Niedrigkeit unter den Menschen fühlte, stand die Lage all seiner Leidensgefährten, gleich wie sein eigenes Los, so deutlich vor seiner Seele, daß er den Entschluß faßte, den Kampf gegen die Unterjochung mit aller Kraft aufzunehmen. Er schickerte den Erniedrigten ihr eigenes Elend, wenn er am Abend unter ihnen war in der schmutzigen Teestube der Honam Gasse. Die meisten der Kulis stimmten ihm zu, aber in ihren stumpfen Gehirnen war nichts als das Bewußtsein, daß es ihr Los sei, als Knechte zu leben und so zu sterben. Sie brüteten vor sich hin, in dem dichten Qualm der Zigaretten übelster Sorte, an Bambustischen hockend vor dem heißen Tee. Sie besüchteten, auch dies letzte noch zu verlieren, den kleinen Genuß der Teestube. Und enttäuscht trotete Lo Fung zurück in seine Hütte am Rande des Sochow Creek, vor der Stadt. Es war ein Erdloch mit einem dünnen Bambusdach. Und doch war Lo Fung nicht gebrochen in seinem Entschluß, das Elend der Kulis zu vermindern. Als er sich niederlegte auf seiner Matte aus dünnem

Beslecht, da ruhte etwas wie Hoffnung auf seinen ausgearbeiteten Zügen.

Als er am nächsten Morgen vor seiner Hütte stand, blickte er mit Freude in den Augen über die zahlreichen Bambusdächer der Erdlöcher, welche auf dem Felde hier durch Kulis zu Wohnzwecken hergestellt waren. Der Nachbar Lo Fungs ließ sich gerade die Fische aus den zerlumpten Kleidern suchen, nachdem dieser von Fischen Geplogte seinem Helfer kurz zuvor eine Anzahl Käufe von dem bezopften Kopf gelesen. Eine alltägliche Begebenheit unter den Kulis des Ostens.

Dann tat Lo Fung etwas, das seinen Nachbarn ringsum stets als eine Zeitvergeudung erschienen war: er ging hinab an den Wasserarm des Loufung Flusses und wusch sich Gesicht und Hände.

Lo Fung kannte einen alten Mann in der Chinesenstadt von Schanghai, der den Menschen schreiben und lesen beibrachte gegen geringes Geld. Zu diesem begab sich der Kuli und er kam mit dem Alten überein, daß dieser zehn Cash täglich von Lo Fung erhalten sollte für den Unterricht, den der Kuli nahm. Von diesem Tage an rammte Lo Fung mehr noch denn zuvor durch die staubigen Straßen von Schanghai, hinter sich her das leichte Wägelchen ziehend mit dem bald leichteren, bald schwereren Insassen darin. Bisher brachte Lo Fung kaum mehr denn zwanzig Cash täglich für sich selber, für seinen Reis am Mittag, für Zigaretten und Tee am Abend. Nun aber war Lo Fung genötigt, den Alten zu zahlen, Papier und Tusche zu halten und einen Stift. Dieses Gerät hatte der Alte dem Kuli gegen Abzahlung übergeben.

Lo Fung vertiefte sich mit aller Kraft in die Geheimnisse der Schrift, denn er wußte, daß mit Hilfe der Zeichen der eine Mensch ungehört zum anderen spricht. Er hatte es zu seinem Ziel gemacht, seine Gedanken über die Notwendigkeit der Verbesserung der Lebenslage des Kulis niederzulegen, und mußte er selbst einige Jahre lang unausgeseht daran arbeiten, die Schrift zu erlernen. Der alte Chinese, der Lehrer, kam bald mit dem ersten Buch an und eröffnete Lo Fung, daß dieses Buch zehn mexikanische Dollarcentis koste. Der mexikanische Dollar ist ein gangbare Münze in Schanghai; für den armen Kuli waren diese zehn Cents ein Kapital.

Ein gesunder Kuli wird kaum älter denn vierzig Jahre, denn die Kräfte verzehrende Arbeit, sei es am Hafen beim Schleppen von Reis in Säcken, sei es als Nidschwank, diese Arbeit preßt das Blut aus dem Muskel, den wir das Herz nennen, und der furchtbare Staub, der in die Lunge bringt, zerstört die Lebens Elemente noch mehr. Auch zermürbt es den Kuli, im Winter, nachdem er sich in Schweiß gerannt, durch die kalten Lüfte plötzlich abgekühlt zu werden.

Lo Fung geriet in einen neuen, nicht gekannten Frondienst: in Schulden. Ein Kuli hat sonst keinen Kredit; aber dieser, der bewies, daß er vorwärts wollte, indem er lernte, er besaß den Kredit seines Lehrers, der ihm alle Dinge doppelt hoch anrechnete. Besonders aber das Buch.

Eines Morgens fühlte Lo Fung Fieber. Ihm war so heiß, seine Lippen waren trocken, seine mongolischen Augen leuchteten seltsam hervor aus dem Augenschlitz. Der Kuli, geschwächt durch die Ueberanstrengung der jetzt vermehrten Arbeit des Kennens der ungewohnten Selbsttätigkeit vielleicht auch, war zusammengebrochen. Er lag nun da wie ein Hund, ohne Verdienst, ohne Freund, er, der ein Freund aller sein wollte, ohne Hilfe. Er besaß noch fünf Cash, seine Schulden aber beliefen sich auf das Hundertfache. Sein Durst war groß. Als ein Nachbar, der Kuli A-Sung, an seinem Erdloch vorbeiging, sah Lo Fung ihn durch eine Ritze der Erdwand und rief ihn mit heiserer Stimme. Dann, als A-Sung nähertrat, übergab er dem Kuli zwei Cash mit der Bitte, eine Apfelsine für ihn zu kaufen, da ihn dürste, weil er krank sei. A-Sung, der sonst ein Dieb war, brachte dem Genossen die Frucht und dieser verzehrte den Saft mit Bier. Dann bat er A-Sung, die übrigen gebliebenen drei Cash dem alten Lehrer in der Chinesenstadt von Schanghai zu überbringen und ihn zu bitten, sich mit der weiteren Zahlung wenige Tage zu gedulden, da er alsdann hoffe, wieder gesund zu sein. Aber A-Sung behielt die drei Cash für sich.

Lo Feng geriet in Fieberphantasien; die Nachbarn sammelten sich um sein Erbloß, teils stumpfsinnig zuhörend, was der Kuli von Befreiung aus Sklaverei und Erniedrigung redete, teils darüber Schwagend, indem sie zeitweilig auslachten.

In der Chinesenstadt aber schimpfte der Greis über den betrügerischen Kuli, der nicht zahlen wollte, was er schuldig sei. Und der Alte verwünschte Lo Feng in seinem Haß.

Der Kuli, völlig zum Skelett abgemagert, ein Haufen zusammengebrochenes Elend, war am dritten Tage seiner Krankheit tot. Die Waite, auf der Lo Feng lag, wurde um seinen Körper gelegt, mit zwei Stricken, die man am oberen und unteren Ende darum legte, zusammengehalten.

Dann legte A-Sung den Toten, mit scheinheiliger Miene, auf das Feld, südlich der Straße nach Zi-Ka-Wei, da es in China nicht Brauch ist, die Toten zu begraben.

Ferney-Voltaire.

Von Hans Wesemann.

Es ist ein kleines französisches Dorf wie alle anderen. Festgebauete Bauernhäuser mit Läden vor jedem Fenster und steinernen Torwegen. Lange Mauern vor Gärten, aus denen Ranken von Weiden und Efeu herübergrühen. Wiedere Passans in Kittel mit Holzschuhen, die ihre Ochsen zur Tränke führen und im Parthois mit ihren Frauen und Kindern scherzen. In der Mitte aber eine behäbige Kirche, daneben das Pfarrhaus und ein Garten mit Kohl, Salat und Obstbäumen. Und Monsieur le Curé geht erbaulich darin spazieren und sucht die Raupen von seinem Frühstücksalat ab.

Man sieht das alles im Vorübergehen nach dem Château, wo der große Weiße und Spötter gewohnt hat, und fühlt, es ist noch dasselbe Bild, wie damals vor 150 Jahren.

Das ist der Park. Eine hohe Mauer schließt ihn nach der Straße hin ab. Hinter einem Gitter führt eine kleine Allee nach dem Château. Rasenflächen und Gebüsche mit Bänken, die zum Ruhen und Träumen einladen. Ein Springbrunnen rieselt sanft und ein dummer schöner Pfau schlägt sein Rad. Wie oft ist der alte Herr hier spazieren gegangen und hat sich über ihn gefreut, weil er wenigstens ehrlich in seinen meisten begehrlischen Wünschen war und keine schlechten Verse machen konnte, wie die Menschen.

In der Vorhalle steht eine schöne alte Uhr. Auf dem Zifferblatt ist eine Kokotoliebesgötin gewalt, die toleitet einen Blumenstrauß dem Besucher entgegenstreckt. Er warf ihr jedesmal eine spöttisch-hässliche Kuhhand zu, wenn er vorbei ging, „merci bien, Madame, aber in meinen Jahren gibt es keine Schäferspiele mehr.“

In dem großen weißen Eßzimmer stehen steife moderne Möbel, aber der Kamin ist noch da, an dem er sich so manches Mal gewärmt hat. Abends im Spätherbst, wenn draußen der Regen fiel und seine einzige Freundin ihn vorzulesen bat.

Vor dem Fenster seines Arbeitszimmers im ersten Stock schwanke buschige Zweige. Es riecht nach Heu und Obst. Auf dem Schreibtisch hockt ein porzellaner Affe mit geöffnetem Maule. Das war der letzte Freund des großen Einsiedlers. Manchmal unterhielt er sich stundenlang mit ihm oder las ihm Briefe und Verse vor, die ihm sein Freund aus Sanssouci schickte. „Wie findest Du das? — Du schweigst, aha, Du bist ein Diplomat, mein Lieber.“ Und dann lachte er leise und steckte dem Affen eine Walnuß zwischen die Zähne. Aber wenn ihn zu sehr das Gähnen vom nahen Turme herüberstörte, schloß er wütend das Fenster. „Dummköpfe, es ist umsonst, man kann euch nicht heizen — nicht wahr, Coco?“

Ah so, ja, ich vergaß, eigentlich war ich ja gar nicht in dem Hause. Der jetzige Besitzer läßt keine Fremden hinein. Aber ich bin fest überzeugt, daß es genau so dort aussieht, wie ich es beschrieben habe.

In Wurzelheim.

Von Ernst Schermer.

War das ein Leben vor Wurzelheim! — So etwas war lange nicht dagewesen. Ukelei und Kotsfeder, Rotauge und Bitterling, Ellritze und Gründling waren dabei, ja selbst der Steinbeißer fehlte nicht, und von den Fröschen konnte man das Gegenteil auch nicht behaupten. Alle waren vor Wurzelheim versammelt und speltakelten dort herum, wie man es sonst selbst in dem größten Pfuß kaum zu hören bekommt. Am lautesten gebärdeten sich die Frösche, die am Ufer saßen und sich dort ganz sicher fühlten, noch sicherer als die Gesellschaft unten im Bache, die Wurzelheim belagerte und dort schrie und tobte.

Die sonst so ängstlichen Fische waren am ausgelassensten. Sie wagten sich bis in die äußere Höhle hinein und sonst — wagte sich keiner von ihnen hier in die Nähe. Nur in weitem Bogen schwammen sie um Wurzelheim herum. Aber heute konnten sie es ja machen.

Rauhbein, der alte Krebs, saß in der hintersten Ecke seiner Wohnung und ließ sich nicht sehen. In früher Morgenstunde hatte er seinen Panzer ausgezogen. Ach, war das eine Qual gewesen! Angenehm war das Ausziehen niemals, aber so schmerzhaft wie diesmal war es noch nie gewesen. Er dachte noch mit Grauen daran. Wie empfindlich die neue weiche Haut war! Nicht rühren mochte er sich. Und die Scheren, seine Prachtstücke, sein ganzer Stolz! — Weich und schlapperig waren sie, zu nichts zu gebrauchen. Nicht einmal

einen Stint konnte er damit greifen. — „Butterkreb, Butterkreb, butterweicher Rauhbein“, so grösten sie draußen. Und die Frösche schrien hinterher in Takte immer: „Quack, quack, quack, Rauhbein!“ — Wie ihn das ärgerte! Wie es ihm in den Scheren zuckte! Wenn er nur ein einziges Mal dazwischen könnte! Aber sein butterweicher Zustand ließ es einfach nicht zu. Die Gesellschaft würde frech genug sein, ihn anzufassen. Das könnte ihm das Leben kosten. Seine Scheren waren auch gleich hin und würden nie etwas Ordentliches werden, wenn er sie jetzt verlegen würde.

Das war doch die Höhle! Nun schrien die kleinen Barsche auch mit, diese Kerle, die sonst gar nicht an dieser Seite entlangzuschwimmen wagten. Rauhbein war tief entrüstet, vielleicht, weil er die alten Barsche als Feinde so fürchtete. Hätte ihn doch heute morgen einer dieser gefährlichen Räuber, der ihm bis in die Höhle hinein gefolgt war, beinahe gefressen. Na, denen wollte er es bei Gelegenheit aber geben!

Nein, das konnte doch wohl nicht angehen. Die kleinen Bachstohrtreibe wagten sich in seine Höhle hinein! — „Ich werde es euch . . .“ O weh, er mußte mit seiner weichen Schere einen scharfen Stein gepackt haben. Wie das schmerzte! Und wie sie draußen wieder lärmten! — Der Standal hatte immermehr Getier angelockt. Auch größere Weißfische standen in nächster Nähe, um sich den Spaß mit anzusehen.

Da schoß es heran wie der Blitz. Der Hecht war mitten in die Gesellschaft hineingefahren und hatte eine große Kotsfeder gepackt. Jetzt warf er sie herum, packte den Kopf und wirgte das Opfer hinter. Halb war es ihm erst gelungen, da stob er davon, einem ruhigen Bläßchen zu, um in Ruhe speisen zu können.

Der Schreck war allen in die Glieder gefahren. Die meisten flüchteten Hals über Kopf. Ein paar Fische und Frösche rannten sich in Wurzelheim fest. Wenn Rauhbein jetzt seine Scheren hätte gebrauchen können! Aber der hatte selbst solche Angst bekommen, daß er in der hintersten Ecke saß und sich nicht zu rühren wagte.

Als die Gefahr vorüber war, verzogen sich die Gasse sehr schnell. Die Lust zum Verspotten war allen vergangen. Ganz still war es geworden. Nur das leise Bläßern der Wellen und das Bestüfter der Blätter klang von draußen herein.

Nach einiger Zeit wagte Rauhbein es, von dem mittleren Teil seiner Höhle, hinter Erdenwurzeln versteckt, hinauszuschauen. Nur ein kleines Rotauge, das wohl keine Ahnung von dem Geschehenen hatte, schwamm dort herum und weidete Algen ab. Als es in die Nähe von Wurzelheim kam, schrie Rauhbein es an: „Was willst du hier, elender Weißfisch.“ Das kleine Rotauge sprach ganz schüchtern: „Ich habe dich nicht stören wollen und schwimme gleich weiter. Ich dachte nur, die Algen sind hier so zart und üppig, wenn sie niemand mag, kann ich wohl noch ein paar fressen.“ — „Gar nichts kannst du, trötiger Weißfisch!“ — „Ich gehöre einem viel älteren Geschlecht an als die Kröten.“ sprach das Rotauge, „damit kannst du mich nicht meinen. Meine Vorfahren lebten schon zu einer Zeit, als noch niemand eine Kröte gesehen hatte. Uebrigens brauchst du gar nicht so stolz zu sein.“ fuhr es dann fort, als es sah, in welchem pflaumenweichen Zustande sich der Krebs befand, „die Schneden und Muscheln und Würmer, ja selbst die Schwämme hier auf den Wurzeln haben eine längere Ahnenreihe als du.“ — Daraus konnte Rauhbein nichts erwidern und antwortete bissig: „Wir haben aber schon die Pest gehabt!“ — Er bereute jedoch sofort, daß er das gesagt hatte, denn gleich klang es zurück: „Schade, daß sie dich nicht geholt hat!“ — Und weg war das Rotauge.

Langsam senkten sich die Schatten der Dämmerung auf das Gewässer. Windstill ward es. Kein Blatt rührte sich. Nur die Wellen des Baches plätscherten und glucksten leise vor sich hin, immer im gleichen Takte, im gleichen Takte . . . Der Mond stand hoch am Himmel und malte silberne Kringel auf dem Wasser. Jetzt war die Zeit gekommen, wo Rauhbein sonst auf Raub auszog. Am Ufer ging es entlang, oft bis hinten an die Sandbank, wo zuweilen so feine Beute anzutreffen war, ein eingegangener Barsch oder Hecht zuweilen auch einmal eine Wasserratte. Und dann ging das Heraus-schneiden der besten Bissen los.

Da zogen Krebse vorbei, hinunter zur Sandbank. Wer dabei sein konnte! — Er streckte unwillkürlich die Früher aus und mitterte. Das war doch Fischgeruch, feiner Fisch! Er witterte wieder und rutschte ein Stück weiter nach vorn. Ach, seine Fühler waren auch noch nicht wieder zuverlässig. Aber da war der Duft wieder! Ganz nahe! — Aber? — Nein, Hunger hatte er noch nicht. Er wollte wieder zurück. Da tauchte ein spitzer Kopf auf und glitt auf ihn zu, und ein langer Schlangenseib folgte. Der Krebs floh rückwärts in den hintersten Winkel von Wurzelheim. Vergebens. Der Al hatte ihn schon mit spitzen Zähnen gefaßt und zerrte ihn heraus. Mit dem wehrlosen Gesellen wurde der grimmige Räuber schnell fertig.

Rauhbein wanderte mit seinesgleichen niemals wieder hinunter zur Sandbank.

Das Papier.

Von Otfried.

Die Vorläufer des Buches, die auf das ehrwürdige Alter von nahezu 4000 Jahren zurückblicken, waren Papyrusrollen. Der Papyrusstoff, der aus den Schäften der Papyrusstaude gewonnen wurde, ist mit dem heutigen Papier nur noch dem Namen nach verwandt. Die Bestandteile sowohl wie auch die Herstellungsweise sind grundverschieden. Bei der Papyrusherstellung wurde der entrindete Schaft der Papyrusstaude in dünne Blätter geschnitten, kreuzweise übereinandergelagert, mit Klebstoffen verbunden, gepreßt und dann ge-

glättet, während das Papier, das angeblich um Christi Geburt herum in China erfunden sein soll, durch Verätzen sehr feiner breiartig verteilter Fasern des Bastes vom Maulbeerbaum gewonnen wurde. Im achten Jahrhundert haben die Araber während eines Kriegszuges die Papierherstellung kennen gelernt. Sie versuchten nun bald selbst die Papierherstellung. Es gelang ihnen, die Qualität zu verbessern. Das Papier wurde Handelsobjekt. Die Araber waren es, die zuerst Europa mit Papier versorgten. Um 1400 wurde erst in Deutschland Papier gearbeitet. Zunächst hatte das Papier an sich für die Bücherherstellung keine große Bedeutung. Das änderte sich, als Gutenberg die schwarze Kunst erfunden hatte. Der Handpapiermacher von 1600 schöpfte den Papierbrei, den er durch Verfilzung feiner, in Wasser schwimmender Fasern mit Hilfe des Siebes gewann, aus der Bütte und erzeugte jeden Bogen einzeln. Dieses kostspielige Verfahren wendet man heute nur noch bei den ganz leuren Büttenpapieren an. Nur edelste Luxusdrucke werden auf handgeschöpften Büttenpapieren abgezogen. Die moderne Industrie hat längst ihre rentablen großen Maschinen, die in der Stunde 10—12 Kilometer Papierbahnen schaffen. Der Krieg hat den Bücherkäufer von heute in bezug des Papiers zum Kritiker erzogen. Es wurde ihm im Kriege manches zugemutet. Wie alle Materialien in Deutschland knapp wurden, so auch die, die die Papierindustrie dringend gebraucht. Es fehlten Pflanzensafte und Bleichmittel. Und so kam es, daß holzfreie Papiere, die bekanntlich luftwiderstandsfähiger sind, im Kriege gar nicht verarbeitet werden konnten. Jeder Bücherliebhaber legt ein Buch, das in der Kriegszeit oder in den ersten Friedensjahren hergestellt wurde, voll Glauben aus der Hand. Erst jetzt hat die deutsche Papierindustrie die notwendigen Materialien wieder heranschaffen können, und so ist man heute eifrig bestrebt, Papier in hochwertigen Qualitäten herzustellen. Der deutsche Büchermarkt füllt sich wieder mit Büchern, die auf gutem holzfreiem Papier gedruckt werden und des Auge des Bücherliebhabers erfreuen.

Religiöse Romane.

Von Karl Fischer.

Wenn man die Literatur, und namentlich die Werke deutscher Prägung und Sprache, auch nur so oberflächlich durchblättert, findet man eine lange Reihe religiöser Romane und Erzählungen voll sogenannter heiliger Handlung. Aber mit den meisten dieser religiösen Romane geht es schon so wie mit der Mehrzahl der historischen Romane und Dramen. Die Autoren führen uns nur Puppen vor, in ein historisches Kostüm gekleidet, und diese Schriftsteller glauben sich ein besonderes Verdienst dadurch errungen zu haben, daß sie in die Reden ihrer Helden und handelnden Personen ein paar Worte und Sätze aus der Entwicklungszeit der Sprachen hineinflechten und flicken. Von dem Kolorit der Zeit aber sieht man nichts und man sucht vergeblich nach naturnotwendigen Zusammenhängen, nach Seele und Sinn, herausgehoben aus der vergangenen Epoche. Bei den meisten religiösen Romanen aber liegt es meistens so, daß das gesamte Problem nicht erfasst und die Tragik des Themas nicht gefunden wird, sondern daß die Menschen dieser Romane um alle diese „allerheiligsten Dinge“, die so vielen zu Glück und Unglück geworden sind, herumreden. Soa hingegen, um nur ein paar markante Beispiele zu nennen, mit seinen Schilderungen in „Rom“ und der Däne Gustav af Geijerstam mit seinem Roman: „Pastor Hallin“ rühren und erschüttern uns von Grund auf durch die subtile und logisch stets sichere Darstellung der Anafie, Nöte und Qualen, die die Menschen hin und herreißen und schließlich zurunde richten durch die Verfinstlichung aller der babylonischen Sorgen infolge der „Segnungen“ der Religion.

In die Reihe der, ich möchte sagen, wichtigen religiösen Romane gehört auch das unlängst erschienene Buch des Hamburger Schriftstellers Johann Friedrich Blund: „Stelling Rotkinnsohn“. Und noch ein anderes neben der trefflicheren Zeichnung der inwendigen Menschen dieses Romans, neben der unerbittlichen Schärfe der Charakterschilderung fällt auf. „Stelling Rotkinnsohn“, die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes, ist zugleich auch ein historischer Roman von solcher Treue und soch echtem Leben, daß man aus ihm Geschichte lernen könnte, die Geschichte Hamburgs und seines ganzen hinterlandes. Blund, der Dichter der Heimat, ein Dichter des Bodenständigen ohne die läbliche Note des beschränkten Lokalspatriotismus, hat vorher bereits zwei große Romane zu dem Thema Hamburg geschrieben. „Hein Honer“ heißt der eine und handelt von der Hanse, „Berend Fod“ der zweite, in dem alle unterirdischen und überirdischen Geister ein wahrhaft beängstigendes Spiel aufführen, und nun kommt als dritter „Stelling Rotkinnsohn“. Diese Trilogie der Romane ist als ein einziger rollender und lauter Akkord gedacht, wobei man freilich nicht unterlassen kann, darauf hinzuweisen, daß es für Menschen von heute mit den erschütterten Nerven schwer wird, drei große Romane hintereinander zu genießen. Freilich findet sich in aller eine Fülle der wundervollsten Naturanschuldungen und eine lebenswarme Zeichnung aller Dinge. Dieser Reiz ist auch das Hauptverdienst des neuesten religiös-historischen Romans „Stelling Rotkinnsohn“, wenn er auch zum Schluß ein wenig matt wird und ins Dämmernde verbleicht, so daß man den Eindruck hat, als wäre dem Autor schließlich die Hand schwer und der Geist müde geworden. Hamburg, oder Hammaburg, wie man damals sagte, ist auch hier wieder der Schauplatz der Handlung, das Hamburg zu der Zeit, als Karl der Große den heidnischen Völkern mit Feuer und

Schwert die „Segnungen“ des Christentums bescherte. Und nun tauchen sie alle auf bei Blund und tummeln sich, die an Wort und Frigga standrecht festhalten, die aller Gefahren, die wegen ihres verstorbenen Heidentums über ihnen schweben, spöten, sich immer wieder empören und sich mit den fürchterlichen Nöten ihrer armen Seelen, die aus der Ruhe und Sicherheit des Botanikallus aufgeschauert worden sind, in Schlachten, Tod und Verderben stürzen. Alle Rätsel der Religion werden hier angerührt, die die Menschheit bislang immer nur mit Blut und Mord und Totschlag hat geklärt lösen zu müssen zur höheren Ehre Gottes. An Tiefstes wird erinnert mit tiefen Worten aller Weisheit voll und das ganze Problem Christentum oder Heidentum, Religion oder Natur, wie in einem Brennpiegel aufgefangen.

Von überwältigender Größe sind auch im „Stelling Rotkinnsohn“ die Szenen auf dem Meer und in den Schiffen. So kann man sich vorstellen, daß die Natur das Geheimnis abgefaucht hat, für den es schier keine Geheimnisse des Meeres und der Wellen gibt.

Wenn Götter wachsen.

Skizze von Moriz Kleiner.

In dem Wellenstein, wo die Landstraße zum Dorfe einbiegt, stand das schwere hölzerne Kreuz.

Mit der finsternen, ursprünglichen Kraft des Mittelalters waren in dieses die Züge des Leidenden eingelebt schrecklich, anziehend, grauam, erschütternd.

Mit Furcht, mehr als Ehrfurcht, beugten sich vor ihm die Dorfweiber, scheu und flüchtig küßte der Bauer den Hut, der Fremde betraute sich hastig.

Nur einer war, der oft und lange beim Kreuze verweilte. Es war Johann Der Narr.

Der kleine Rosen um das Kreuz war sein einziger Erholungsplatz seit Jahren, seit Kindheit. Die Mutter pflegte ihn hierher zu bringen, hatte dem kleinen Köpfchen eingepägt, daß dieses Kreuz sein schützender Gott sei und Johann nahm das wörtlich. Zum Kreuze flüchtete er, wenn es galt, einer Strafe zu entlaufen, hier schützte er sich vor den Beschimpfungen und den Steinwürfen seiner Altersgenossen, und als er älter wurde, pflegte er am Kreuze zu beten, wenn er Hunger litt, zu knien, wenn seine einfältige Seele bekümmert war.

Im Kummer und Hungertagen fehlte es dem armen Johann nicht. Verwaist und schwachsinzig wie er war, blieb ihm die Welt verschlossen. Er blieb in seinem Heimaldorfe, wo er sich von Abfällen näherte, die er durch harte Arbeit bei Bauern, durch Botengänge bei Händlern verdiente. Da die Menschen mehr Bosheit als Barmherzigkeit besaßen, konnten die Erwachsenen es nicht unterlassen, den armen Schwachsinzigen zu necken die Kinder keinen besseren Gegenstand für ihre Ergötlichkeiten finden.

Wer aber Johann am Kreuze, so wich die Dorfjugend schon zurück; die Erwachsenen besannen sich sogar auf ihre Nächstenliebe und die Gebote Christi.

Er lebte nicht in Johann ein unbändiger Arbeitstriebe, so wäre er wohl, im Zeichen des Kreuzes, ein Bettler geworden, wie manche Arme, Fromme aus Ueberlegung. Jedoch Johann liebte die Arbeit, sie machte ihn froh, allen anderen gleich und ein Lob seiner Arbeit machte ihn stolz.

Das Kreuz war dem Schwachsinzigen Heimat geworden, Liebe und Glück. Und dieses Glück schien dauerhaft, unwandelbar treu.

Bis an einem Tage bei schwerem Gewitter das Kreuz zerbrach. Es erhob sich ein gewaltiger Wind, setzte rasend über die Erde, riß sich pfeifend in die Höhe, bis an die tiefgehenden Wollen. Und kaum daß er sich legte, zuckte der Blitz, rollte der Donner.

Johann, ängstlich wie ein Kind, kam eilends die Straße und fiel vor dem Kreuz nieder.

Er betete nicht, er wagte nicht zu beten. Doch die Gedanken flogen: „Und bis du doch das arme Jesuskindlein, das in der Krippe lag, aus der die Schäfchen fragten zu dem die Hirten kamen und auch die Könige und das so aut, so schön, so lieb war, dann sage doch, daß der Himmel nicht bersten soll, daß keine Feuersteine fallen, denn ich habe Angst. . . Und bist du doch der Sohn des Himmels, den Gott geschickt hat, die Kranken zu heilen, die Armen zu pflegen, die Schwachen zu schützen, so mache doch, daß die Sonne wieder lacht, daß es nicht mehr hagelt und nicht mehr regnet denn mir ist kalt, mir ist so lange.“

Doch der Regen floß, als sollte der Himmel sich in die Erde ergießen, die Donner grollten und die Blitze beleuchteten den Gekreuzigten, der mit schmerzverzerrten Zügen und düstern Augen auf den Schwachsinzigen hinabsah, die ihn noch mehr erschreckten.

„Bist du böse, daß sie dich gekreuzigt haben? Ich habe es nicht getan. Ich nicht. Ich liebe dich, mehr als alle Menschen. Ich weiß es, daß du jetzt im Himmel bist und Donner schläfst und Hugel auf die schlechten Menschen, daß du ärger bist und stärker als all's auf Erden, so tue doch, wie meine Mutter gesagt und schütze den armen Johann.“

Da zuckte die Flamme vor seinen Augen, das Kreuz brach und streckte den Betenden zu Boden.

Mit gebrochenem Rückgrat lag Johann in der Gemeindestube. Der Pfarrer kam, kniete vor dem Bett und betete. Er fragte dem Kranken die Beichte ab, doch Johann schwieg. Als ihm aber der Pfarrer das kleine goldene Kreuz zum Munde führte, ließ er es von sich und lachte mit leiser, röhrender Stimme: „Wenn dieser kleine groß wird wie jener, der mich erschlug, wird er es noch ärger treiben.“ Er's und verschied.

Shakespeare im Urteil seiner Zeitgenossen. Die Annahme, daß Shakespeare unmittelbar nach seinem Tode in Vergessenheit geraten sei, beruht auf einem, freilich allgemein verbreiteten Irrtum. Schon Karl I. war ein so begeisterter Verehrer des Dichters, daß die Pamphletisten der Zeit sportelten, ihn habe weniger die Belläre der Bibel als die der Werke Shakespeares ins Unglück gebracht. Nach dem Sieg Cromwells hatten die Puritaner allerdings alle Theater geschlossen. Als aber die Restauration Karl II. wieder auf den Thron gebracht hatte, erhielt Shakespeares Werk sofort seine Vornachstellung auf der Bühne zurück. Samuel Pepys, der kritische Berater der Londoner Hofgesellschaft und Verfasser der berühmten Tagebücher (Diary), erwähnt, daß er fünfmal „Macbeth“ und sechsmal den „Sturm“ gesehen habe, und er gedankt wiederholt in seinem Tagebuch der hohen Preise, die man für die Werke des Dichters bezahlte. Im Jahre 1661 kommt er ausführlich auf den „Hamlet“ zu sprechen und hebt dabei die ausgezeichnete Wiedergabe der Titelfigur durch Betterton hervor, einen Schauspieler, „wie man ihn größer sich nicht denken könne“. Pepys zählt „Macbeth“ zu den bedeutendsten der Shakespeareschen Stücke. „Ich hatte es vor kurzem gesehen, aber beim zweiten Sehen erschien es mir noch bewundernswerter“. Dagegen hat er für „Romeo und Julia“ nichts übrig; ja er nennt das Drama geradezu „schwach und blöde“. Am 7. November 1661 sah er zum erstenmal den „Sturm“ im Rahmen einer Galavorstellung, der der König mit dem gesamten Hofe beiwohnte. Die Wiedergeburt des Theaters nach der Zeit der Verfolgung durch die Puritaner war in der Hauptsache das Werk von Sir William D'Avenant, der die zerstreuten Mitglieder des Globe- und Blackfriars-Theaters gesammelt hatte, und, um die Verbote gegen die Lustspiele und Tragödien zu umgehen, ein neues Genre, das des Dratoriums oder der „Oper im Rezitativstil“ eingeführt hatte.

Himmelskunde

Die neuesten Forschungen über die Entwicklung der Sterne. Die Fixsterne haben ihren Namen eigentlich daher, daß man früher glaubte, sie strahlten ihr Licht ewig unverändert aus; aber die moderne Astronomie hat diese Anschauung wie so manche andere aufgegeben. Man hat erkannt, daß auch die Fixsterne, wie alles in der Natur, sich verändern, in einer stetigen Umbildung und Entwicklung begriffen sind. Mit Hilfe der Spektroskopie gelang es, die Strahlung und die Temperatur der einzelnen Sterne zu erforschen, und in neuester Zeit ist man über die Entstehung und Entwicklung der Sterne zu ganz festen Vorstellungen gekommen, über die B. Harlan in der „Lichtschau“ berichtet. Es zeigte sich, daß bei den weißen Sternen die Helligkeiten zwar untereinander ziemlich verschieden sind, jedoch kontinuierliche Uebergänge aufweisen; dagegen ist dies bei den gelben und rötlichen Sternen nicht der Fall; sie scheiden sich in zwei fast vollständig getrennte Klassen, nämlich in Riesensterne von besonders großer und Zwergsterne von sehr kleiner Helligkeit, zwischen denen keine Zwischenstufe bekannt sind. Die Riesensterne sind etwa 70mal heller als die Sonne, die Zwergsterne haben nur den 190. Teil der Sonnenhelligkeit. Man mußte nach diesen Feststellungen zu dem Schlusse kommen, daß diese verschiedenen Sternentypen verschiedene Phasen der Entwicklung darstellen, und zwar müssen die roten Riesensterne am Anfang der Entwicklung stehen; es sind ungeheure mächtig erhellte Gastmassen vor geringer Dichte, die in rötlichem Lichte strahlen. Die Riesensterne können nur aus recht verdünnten Gasen bestehen, die im Stadium der höchsten Temperatur durchschnittlich etwa ein Drittel von der Dichte des Wassers haben, bei der Sonne ist die Dichte 1,4 des Wassers. Die durch die Kontraktion erzeugte Wärme ist bei diesen Riesensternen größer als die ausgestrahlte Wärme, und infolgedessen nimmt die Temperatur dieser Sterne immer mehr zu. Die Helligkeit ändert sich wenig und bleibt durchschnittlich etwa gleich dem 40- bis 70fachen der Sonnenhelligkeit. Wenn die höchste Temperatur bei diesen rötlichen Riesensternen erreicht ist, sinkt die Temperatur wieder ab und endet schließlich bei den Zwergsternen, die nur den 190. Teil der Sonnenhelligkeit haben. Die allmähliche Abnahme der Temperatur während diesen zweiten Teils der Entwicklung erklärt sich nach der Kontraktionstheorie dadurch, daß der Himmelskörper bei der höchsten erreichbaren Temperatur eine so große Dichtigkeit besitzt, daß die vor nun an noch mögliche Kontraktion nicht mehr hinreicht, den Strahlungsverlust zu ersetzen.

Vom Menschen

Warum geht der Mensch rechts? Die polizeiliche Vorschrift, daß Fußgänger stets rechts zu gehen haben, ist durchaus nicht willkürlich gegeben worden, sondern entspricht im Gegen'eil den Gewohnheiten der meisten Menschen. Wohin eine entgegengekehrte Veranordnung führt, zeigt sich, als vor einigen Jahren die Wiener Verkehrsordnung forderte, daß Fußgänger links auszuweichen hätten. Sie mußte schon nach kurzer Zeit als undurchführbar aufgehoben werden. Interessante Studien über die Bevorzugung der rechten Seite hat der bekannte Physiologe Professor von Abderhalden in Halle gemacht. Zu seinem Institut führen zunächst wenige Stufen bis auf einen kleinen Vorplatz, und von diesem aus nach rechts und links zwei

stetig symmetrische, durchaus gleich breite und gleich bequeme Treppen. Abderhalden beobachtete nun, daß in der Regel circa 90 Proz. der Besucher des Instituts den rechten Aufgang, circa 10 Proz. den linken benutzten. Bei dem ja mit wesentlich weniger Anstrengung verbundenen Herabsteigen der Treppen wählten jedoch etwa gleichviel Personen die rechte bzw. die linke Seite. Auch an Tagen, wo nicht regelmäßig im Institut beschäftigte Personen etwa zu einmaligen Vorträgen kamen, änderte sich das Zahlenverhältnis nicht wesentlich. Eine Erklärung für diese merkwürdige Bevorzugung der rechten Seite kann man darin erblicken, daß bei den meisten Menschen der rechte Arm länger und kräftiger als der linke — von 5000 Soldaten des Gardekorps konnte dies R. Martin bei 75 Proz. bestätigen — und umgekehrt das linke Bein länger und stärker als das rechte ist. Durch das stärkere Pendeln des rechten Armes vor der Körper unwillkürlich nach rechts gedreht, wobei beim Vorsetzen des besser entwickelten linken Beines der Schwung in der gleichen Richtung noch vermehrt wird. So erklärt es sich auch, daß ein Mensch, der auf einem freien Felde, wo er keinen Richtungspunkt hat, sich geradeaus fortbewegen will, stets in einem Kreise nach rechts geht. Diese Tatsache ist schon manchem, der sich in der Prarie, in der Wüste oder im Nebel verirrt hat, zum Verhängnis geworden.

Naturwissenschaft

Pflanzen, die zu Landplagen werden. Die Einführung des Kaninchens in Australien ist lange Zeit als das größte Unglück angesehen worden, das dem Lande widerfahren ist. Aber allmählich hat man auch diese Plage nutzbar zu machen gewußt; und heute führt Australien Millionen von Kaninchensellen aus. Dagegen ist dem Erdteil eine viel verderblichere Gefahr in der Felgendistel erstanden, die jetzt, wie eine englische Zeitschrift berichtet, bereits ein Gebiet von $7\frac{1}{2}$ Millionen Acres in Neusüdwales überdeckt, während sie vor zwölf Jahren noch auf eine Fläche von 2 Millionen Acres beschränkt war. Dieser Schädling, der kein anderes Pflanzenleben dort aufkommen läßt, wo er einmal Wurzel gefaßt hat, geht auf einen Sproß zurück, den ein amerikanisches Mädchen aus ihrer Heimat Kalifornien mitgebracht hat, um ein Erinnerungszeichen an ihre frühere Heimat zu bewahren. Alle Versuche, der Vermehrung dieser Pflanze Einhalt zu gebieten, sind bisher vergeblich geblieben. Es gibt kein gefährlicheres Beginnen, als eine Pflanze aus ihrer Heimat in eine neue zu verpflanzen, wo die natürlichen Feinde einer allzu üppigen Vermehrung fehlen. So wurde die harmlose Brunnenkresse von einem Ansiedler, der ihre heilwirkenden Blätter liebte, in Neuseeland eingeführt; aber wie groß war sein Schrecken, als er die Pflanze sich zu einer Höhe von 6 Fuß entwickelte und ein wahres Dickicht bilden sah. In wenigen Jahren war die Brunnenkresse in Neuseeland so verbreitet, daß sie die Flußläufe sperrte und ganze Täler in Sümpfe verwandelte. Tasmanien weist eine ähnliche Landplage in der Gestalt der Heckerrose auf. Auch hier war es wieder die Sehnsucht der Ansiedler, die ein Stück alter Heimat in die Fremde verpflanzen wollte und nicht mit dem reichen Boden und dem fördernden milden Klima des Neulandes gerechnet hatte. Die wilde Rose, die in unserer Heimat bescheiden die Wege zäumt, wurde hier zu einem undurchdringlichen Dickicht, das der rodenden Gewalt der Hacke wie des Feuers Trost bietet. Umgekehrt hat auch die Neue Welt einen sehr schlimmen Feind nach England entsendet in der Gestalt der Wasserpest, die zum erstenmal im Jahre 1836 auftauchte, ohne daß die Ursache ihres Erscheinens bekannt wäre. Im Jahre 1848 trat sie im Cam auf und erfüllte bald kein Wasser in dem Maße, daß das Baden und Bootfahren in dem Flusse unmöglich wurde. Vor dort griff sie auf den Trent über. Die damalige Regierung bemühte sich durch acht Jahre vergeblich, diesem Vordringen Einhalt zu gebieten. Erst durch das Eingreifen von Naturkräften begann die Pflanze auszusterben. Noch heute ist die Wasserpest recht verbreitet, aber sie bedeutet keine Gefahr mehr.

Astronomische Zahlen aus dem Bakterienleben. Bekannt ist die Geschichte, wie der Erfinder des Schachspiels, Ebe Daher, sich von seinem König Ehegram ein Geschenk von soviel Weizenkörnern erbat, wie man erhält, wenn man auf das erste Feld des Schachbrettes 1 Weizen Korn legt, auf das zweite 2, das dritte 4, das vierte 8 u. s. v., bis alle 64 Felder des Brettes belegt sind. Der König, anfänglich erzürnt über diese Bescheidenheit, sah bald, daß aller Weizen der Erde nicht ausreichen würde, diese Forderung zu befriedigen, denn sie belief sich auf $18\frac{1}{2}$ Trillionen Körner. Dieselben Zahlen spielen eine Rolle bei der Betrachtung, die man über die Fruchtbarkeit der Bakterien anstellen kann. Ein Häsleinbakterium ist imstande, sich in einer Stunde in zwei Teile zu teilen. Auch hier würde man nach 64 Stunden bei $18\frac{1}{2}$ Trillionen angelangt sein — Zahlen, von denen sich selbst ein Instationsgewinnler keine Vorstellung machen kann. Wir müssen also zu anderen Vergleichen greifen. Betrachten wir das in Rede stehende Bakterium als einen Zylinder von $\frac{1}{1000}$ Millimeter Länge und $\frac{1}{10000}$ Millimeter Dicke, so füllen die Bakterien bei fortgesetzter Teilung nach fast 2 Tagen einen Kubikmillimeter, schon nach 2½ Tagen einen Liter, nach 5 Tagen aber etwa 150 Millionen Kubikmeter, d. i. der Inhalt der Erdkugel. Auch diese Zahlen werden schon unvorstellbar, ebenso wie die, daß diese Bakterienmasse nach 3 Tagen 15 000 Zentner wiegt. Aus die'sen Spielereien sieht man aber doch, welche Gefahr für Leben und Gesundheit glünstige Entwicklungsmöglichkeiten schädlicher Bakterien bilden können.